Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 83/84 (1924)
Heft: 13

Artikel: Architektonische Reise-Eindrücke aus Griechenland: Vortrag
Autor: Meyer, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-82766

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Architektonische Reise-Eindrücke aus Griechenland.

Vortrag, gehalten von Dipl. Arch. Peter Meyer am 12. Dezember 1923 im Zürcher Ingenieur- und Architekten-Verein.

(Hierzu Tafeln 16 und 17.)

Der Vortragende verzichtete bewusst darauf, an seinen Gegenstand von der wissenschaftlichen Seite heranzutreten, er versuchte vielmehr, den Eindruck zu schildern, den die antiken Reste im modernen Beschauer erwecken. Von diesem subjektiven Standpunkt aus ergaben sich dann auch gelegentlich Rückblicke in die geistige Verfassung jener Zeit, aus der die Tempeltrümmer stammen. An Hand des Manuskriptes sei versucht, einige Hauptpunkte wiederzugeben.

Der erste Besuch des Reisenden am Nachmittag der Landung galt dem Olympieion (Tafel 16). Noch reisemüde, von der Neuheit der Eindrücke verwirrt, und somit wenig aufnahmefähig für höhere Genüsse, glaubte er so einem „späten" Bau noch gewachsen zu sein; stammt dieser doch aus römischer, hadrianischer Zeit, man liest vom „Verfall des Stiles" und dergl.

Die erste Antiquität, der ich auf meinem Weg begegne, ist der Hadriansbogen, er sieht kläglich aus, durch seine Verstümmelungen aus allen Proportionen geraten; vielleicht war er nie recht glücklich. Dann führen staubige Wege zwischen Föhrengebüsch auf einen freien Platz; und hier stehen die Säulen des Olympieion, noch 15 von 104, nicht mürrisch grau, oder porös und stumpf wie Travertin, sondern ganz tief glühend-goldbraun schiessen diese Säulen sieghaft schlank und riesenstark 17 Meter hoch empor, dabei messerscharf und sauber kannelliert mit einer Zierlichkeit, die zur Wucht des Ganzen in einem merkwürdigen Kontrast steht, der beides steigert. Mit weicher, sehnig-straffer Schwelluug heben sie die korinthischen Kapitäle empor, in denen sich das Goldbraun mit tiefen Schatten verwirrt; wie rauschende Wipfel stehen sie vor dem Blau des Himmels, und ihre wilde Bewegung wird durch die Verstümmelungen noch ins Barocke gesteigert, aber von den wuchtigen Architrav-Felsen sogleich wieder gebändigt. Alle Erinnerung an sauber lineare Risse und blasse Rekonstruktionen ist völlig ausgelöscht, die körperlich unerhört gewaltige Tatsächlichkeit fegt alle vorgefassten Meinungen weg; vor allem erschreckend aber wirkt die abweisende Fremdheit. Man hat dergleichen doch seinerzeit in der Formenlehre gezeichnet, auch in Italien Aehnliches massenhaft ohne tiefere Rührung gesehen, und nun scheinen uns diese Säulen unendlich fremd, absolut distanzgebietend; sie verzichten durchaus auf unsern Beifall, und wo man hochmütig den Verfall des Stiles zu sehen erwartete, scheinen die Trümmer noch ganz erfüllt von jenem unheimlich unzugänglichen Leben, das einheitlicher, runder war als das unsrige, und zu dem wir mit allem Wissen uns nicht mehr zurückfinden können; denn unser Wissen zerspaltet die Dinge ja nur in immer feinere, dünnere Teilbegriffe, während hier ein urtümlich Ganzes zu uns spricht. Die Bauten selber belehren uns, dass sie nicht mit dem zersetzenden Verstand gesehen sein wollen, die vorgefassten Masstäbe sind unbrauchbar, und so steht man vor der Wirklichkeit als Abenteuerer, der zuerst vergessen muss was er weiss.

Es war Abend, und dieser Eindruck wäre wirklich genug für diesen Tag gewesen; ich wollte nur noch von irgend einer Anhöhe den Ueberblick über Stadt und Ebene gewinnen, und dem Sonnenuntergang zusehen, und so bestieg ich den Lykábettos-Hügel, auf dessen Höhe ein schneeweisses Kapellchen auf weissgetünchter Felsterrasse steht. Man hat hier eine wunderschöne Aussicht und sieht die Sonne blutrot über den Bergen untergehn; dann wird es rasch kühl; und ich trat noch in das Kirchlein, das gerade regen Besuch hatte.

Augenblicklich war ich von einer phantastischen Welt umgeben, die alle Sinne völlig gefangennahm. Man denke sich ein kompliziertes Raumgebilde, sagen wir St. Peter in Rom, auf $^1/_{20}$ zusammengeschrumpft, sodass die Kämpfer der Tonnengurten gerade in Kopfhöhe stehen[1]), das Ganze gedrängt voll Menschen; aus dem schwarzen Gewimmel aufsteigend die Wände, völlig vergoldet und bemalt und vollgehängt mit Bildern, silbergetriebenen Heiligenreliefs, Ampeln, Votivgaben, und erleuchtet einzig von zwei schweren Messingständern, auf denen kegelförmig kleinerwerdend in übereinandergeordneten Ringen je vielleicht hundert Kerzen brennen, ganz dünne, aus gelbem Wachs. Statt des Altars schimmert vor den Kerzen eine zwei Meter hohe Wand, mit lebensgrossen fremdartigen Heiligengestalten auf goldenem Grund, dazwischen drei geheimnisvoll verhängte Pforten. Die abseitigen Gewölbe verdämmern völlig in Nacht, aus der nur gelegentlich irgend ein Glanzlicht oder der milde Schimmer eines mit Goldmosaik ausgerundeten Gewölbegrates aufleuchtet, oder das geheimnisvolle Schwelen einer blauen oder roten Ampel vor irgend einem Heiligenbild. Beim Kerzenständer am rechten Pfeiler steigt plötzlich fest und festlich die Stimme eines Sängers auf, in wunderschönem Tenor, flüssig, fast volksliedartig, aber immer wenn man das Strophenende erwartet, kommt ein fremdartiger weicher Uebergang, und dann bricht das Lied plötzlich ab, wo man es am wenigsten erwartet. Dann singt eine glockentiefe Stimme am linken Pfeiler die Antwort. Leise treten fortwährend neue Besucher ein, jeder kauft am Eingang eine Kerze und steckt sie auf den Ständer, und küsst dann rechts und links das Glas über den Heiligenbildern.

Die Sänger singen unermüdlich halbstundenlang, dann tritt der Priester im Ornat unter die mittlere Pforte, er singt ein paar Worte und zeigt ein heiliges Buch, dann setzen die Sänger wieder ein, der Priester erscheint an den anderen Pforten, blauer Weihrauch steigt vor der goldenen Bilderwand auf und halbbetäubt von dieser mystisch-schwülen Stimmung trete ich in die sternenklare attische Nacht hinaus: in eine heilig nüchterne Nacht, dürfte Hölderlin sagen.

Und so hat gleich der erste halbe Tag in aller Stärke die beiden Grundtöne angeschlagen, auf die Griechenland gestimmt ist: Antike und byzantinische Orthodoxie.

Ich kann mir nicht vorstellen, wie man vormittags in so ein Kirchlein gehen könnte, es hat etwas prinzipiell Abendliches, wie eine Christbescherung. Der frische Morgen gehört fraglos der Akropolis.

Jeder kennt diese Tempelburg aus Bildern. Vor solchen sehr berühmten Sachen hat man eigentlich immer eine Art Hemmung, sie sind uns als Abbildungen in Büchern vertraut geworden, und nun fürchtet man, die Wirklichkeit könnte uns verwirren, oder gar allzuhochgespannte Erwartungen enttäuschen. Nun, in Rom empfangen uns vor St. Peter Berninis Kolonnaden mit offenen Armen, in Florenz bereitet uns der würdevolle, und doch fast familiär-enge Strassenhof der Uffizien auf die Eindrücke des Museums schonend vor. Dasselbe erwartet man von den Propyläen; aber die erschweren den Eingang mehr, als dass sie ihn öffnen.

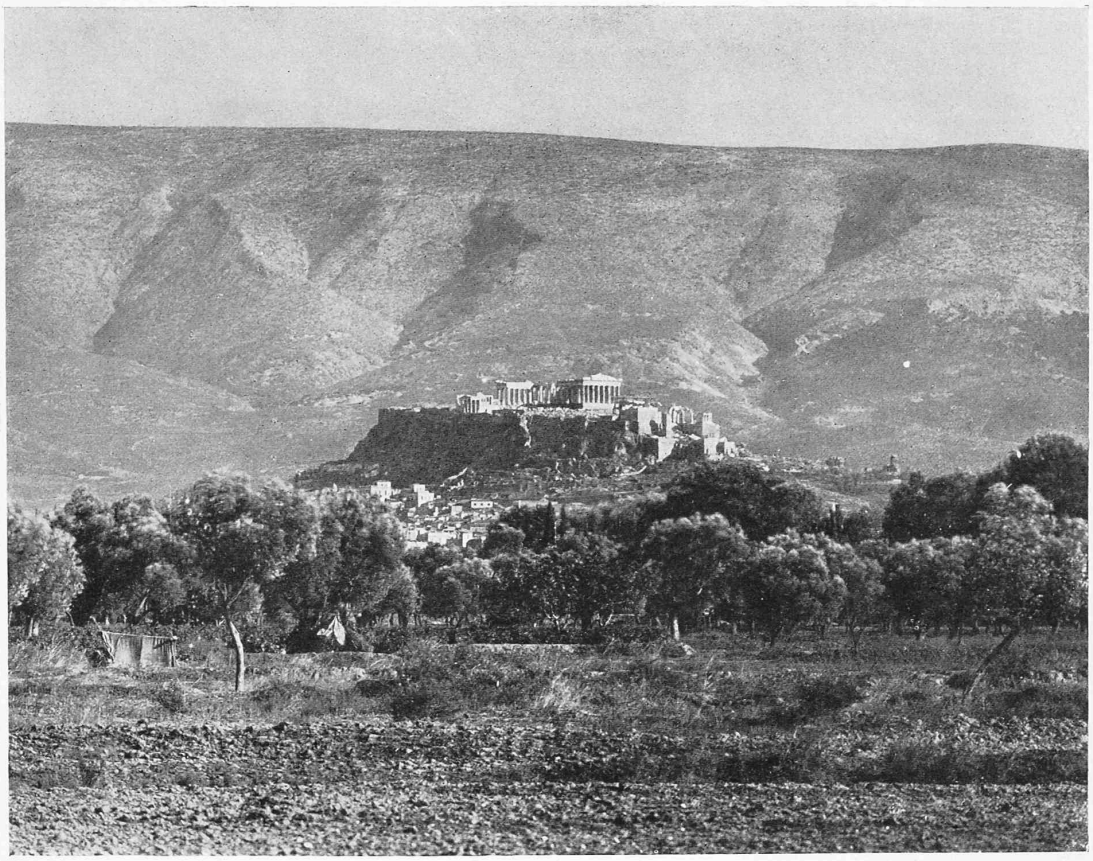
Der Tafelberg besteht aus dunklen, violettbraunen Felsen, darüber lastet finsteres Festungsgemäuer, beides gleichsam die Basis, das Muttergestein, aus dem sich die Krystalle zu immer reineren Farben und schärferen Formen klären (Tafel 17). Schon die grossen Mauermassen der sog. Pinakothek und der Nike-Bastion sind sauber in Marmor gefugt und gelblichrostrot, darüber blühen Wände und Säulen der Propyläen auf zu einem Spiel von Honigbraun, Goldocker, Topasbraun bis zu Hell Crèmegelb und Elfenbein, fast durchsichtig vor Reinheit. Und ausgerechnet durch diese empfindlichste Stelle muss die Burg betreten werden

[1]) Hier sind die Eindrücke verschiedener solcher Kirchen zusammengezogen; das Lykabettos-Klösterchen selber ist verhältnismässig einfach.

TEMPEL DES OLYMPISCHEN ZEUS ATHEN, OLYMPIEION

FRED. BOISSONNAS, PHOT., GENF

A.-G. JEAN FREY



AKROPOLIS (ATHEN) VON NORDWESTEN. DAHINTER DER HYMETTOS
FRED. BOISSONNAS, PHOT., GENF

BYZANTINISCHES KLOSTER KAISARIANI BEI ATHEN
HANNS HOLDT, PHOT., MÜNCHEN

Aber auch ihrer Form nach laden die Propyläen nicht zum Eintritt ein. Man suche sich in die Situation zu versetzen; es fehlt ein vorbereitender Platz, auf den sich das Tor beziehen könnte. Der Bau steht am Abhang wie ein Wehr im Wildbach, die Giebel starren ins Leere, während der Besucher steil von unten, gleichsam aus der Versenkung erst im Bau selber auftaucht. Wohl springen zwei Flügel vor, aber nicht aufnehmend, wie eine französische Cour d'honneur, sondern als drohend flankierende Bastionen.

Und dann betritt man also das Felsplateau der Akropolis; ich verzichte darauf, diesen unheimlichen, ja schrecklichen Ort zu schildern. Das absolut Vollkommene ist immer unheimlich; es reisst einen Teil aus dem flutenden Leben heraus und versteinert ihn auf immer, es ist irgendwie Raub und Gewalttat, und das Medusenhaft-Versteinernde bleibt in jedem ganz grossen Kunstwerk immer fühlbar. Und ausserdem besitzen diese Tempel noch das Pathos einer innern Distanz wie nichts anderes, sie sind unerhört abweisend, es ist wie wenn man beim Näherkommen gegen einen starken Wind ankämpfen müsste (Abb. 1, S. 147).

Später versucht man dann, sich über diese unerwarteten Distanz-Gefühle Rechenschaft zu geben, man bemüht sich, auch ohne Archäologe zu sein, den Zustand der antiken Tempelburg in Gedanken wieder herzustellen.

Dabei befremdet von Anfang an die Willkür mit der die doch so regelmässigen Tempel auf dem Akropolis-Felsebene angeordnet sind; keiner scheint irgendwelche Rücksicht auf den andern zu nehmen. Trat man durch die Propyläen ein, so ragte links in bedrohlicher Nähe das Riesenstandbild der Athene Promachos auf, in der Propyläen-Axe stand überhaupt nichts, dagegen halbrechts der Parthenon, mit seiner inneren hinteren Ecke dem Beschauer zugekehrt, sodass der Giebel nicht etwa raumbildend dem Eintretenden entgegenblickt, im Gegenteil, die Parthenonaxe schiesst im spitzen Winkel über die Mauer hinaus ins Leere; Chalkothek und Artemis-Heiligtum waren schräg davor gebaut. Ebensowenig nimmt das Erechtheion auf irgend eine Axe Bezug, die berühmten Karyatiden stehen quer zum Eintretenden, sie betrachten schiefwinklig die Parthenontraufseite, ohne dass von dort irgend eine Axenbeziehung antwortet (Abb. 2). Die wunderschöne Erechtheion-Nordhalle wendet sich gegen den Abgrund, sodass man zwischen ihr und der Mauer keinen Platz hat, sie recht zu betrachten, und auf Fernwirkung war es auch kaum abgesehen, denn die themistokleische Mauer war ursprünglich viel höher als sie jetzt ist. Stelle man sich einen Augenblick vor, was Michelangelo oder irgend ein Barockmeister aus dieser Situation gemacht hätte, und die operierten doch auch mit sozusagen antikischen Formen! Ausser den Propyläen wäre kein Stein auf dem anderen geblieben, und selbst dort ist die axiale Treppenanlage ganz spät, römisch; in der allerklassischsten Zeit führte der Zugang dicht unter der Nike-Bastion vorbei gegen den nördlichen Propyläen-Flügel, pendelte dann in scharfer Serpentine nach rechts, um erst unmittelbar am Sockel selber axial einzubiegen. Bei den anderen Bauten kann man schliesslich einwenden, man habe auf alte Kultstätten Rücksicht nehmen müssen, obwohl auch da ein wirklich lebendiges Raumgefühl Mittel und Wege gefunden hätte, Pietät und Raumwirkung zu vereinigen; der alte Propyläenzugang zeigt, dass man eine solche Wirkung gar nicht suchte, und das bestätigen auch die anderen grossen Heiligtümer: Delos, Delphi, Olympia.

Bei Delphi kann man die steile Halde, an der sich der Tempelbezirk aufbaut, als Entschuldigung gelten lassen: in diesem panhellenischen Heiligtum ersten Ranges schlängelt sich ein peinlich steiler Bergpfad in Serpentinen bergauf; er ist wie zum Hohn mit Marmorplatten gepflastert, auf denen man trotz der Riefelung gefährlich ausgleitet, zu beiden Seiten standen, nahezu Mann an Mann die Weihegeschenke aus Marmor und Bronze, auf Sockeln, auf Mäuerchen, in Nischen, wild durcheinander, dazwischen standen die sog. Schatzhäuser, bald mit dem Giebel, bald mit der Traufseite der Strasse schräg zugewendet, und schliesslich bricht der Pfad rechtwinklig nach links ab, knapp 20 Meter vor dem Tempel, der quer zum Hang schief auf seiner Terrasse steht. Und im ebenen Olympia betritt man die ungefähr viereckige Altis ausgerechnet in einer Ecke durch einen Torbau hinter dem man sofort rechtsum machen musste um nicht an eine Wand zu prallen. Allmählich gewinnt man doch den Eindruck, dass System in dieser Systemlosigkeit liegt; so oft man auch versucht, sich eine antike Platzanlage vorzustellen, jedesmal stösst das Gefühl brutal an die harte Marmorkante eines Tempels, oder ein Monument zersprengt die Hohlform des Platzes, nirgends ist auf Raumwirkung Rücksicht genommen.

Man denke sich als Gegensatz einen Barockplatz: der ist etwas durchaus Positives, der Platz bestimmt die Anordnung der Gebäude, die Fassaden richten sich nach ihm, sie werden sinnlos, sobald man sie aus dem Zusammenhang der Komposition reisst. Und weiterhin sind auch die riesigsten Platzanlagen ihrerseits wieder nur die Folie für den Menschen: dem plastischen Menschenkörper antwortet die Hohlform des Platzes, die ihn wie eine Schale aufnimmt, und darum fühlt man sich auf Barockplätzen so ungewöhnlich gesteigert, erregt und beruhigt zugleich, im stolzen Gefühl, dass aller Formenaufwand im Grunde nur für uns, für den Beschauer da ist.

Eine derartige Wechselbeziehung zwischen dem plastischen Körpergefühl des Menschen und einem antwortenden hohlen Raum fehlt in der altgriechischen Kunst prinzipiell und immer. Dieser völlige Mangel an Raumgefühl ist nur die negative Seite einer eminenten und ausschliesslichen Betonung des Plastischen, und beides ist das Zeichen einer ganz hohen Primitivität, zu der wir uns auf keine Weise zurückfinden können, ja auch nur wollen können. Hierin liegt diese Unzugänglichkeit, von der ich beim ersten Eindruck schon erzählt habe; diese Trümmer sind nicht umsonst zweieinhalb tausend Jahr alt. Die einzelnen Bördchen und Nettigkeiten des Ornaments hat uns die Antike gnädig, oder verächtlich, zur Ausbeutung überlassen, ihr inneres Wesen aber wahrt sie sich durchaus, und an ihrer unerbittlichen, ringsum abgeschlossenen Körperlichkeit scheitern alle unsere Anbiederungsversuche.

Diese Tempel sind darum so unzugänglich, weil sie mit demselben positiven Körpergefühl geladen sind wie der Mensch selber, sie sind in dieser Hinsicht sein Ebenbild, nicht sein ergänzendes Gegenstück, Mensch und Bauwerk stossen sich sozusagen ab, wie wenn sie mit gleichnamiger Elektrizität geladen wären. Die antiken Tempel sind eben gar nicht als Häuser, gar nicht räumlich gemeint, sondern plastisch, als Monumente die man nicht betritt, sondern vor sich hinstellt. Sie sind auch nicht Wohnung des Gottes, sondern Rahmung seines Bildes. Der sitzende Zeus des Phidias zu Olympia hätte nicht aufstehen können, ohne mit seinem Haupt das Dach zu zertrümmern; aber eben das ist prinzipiell undenkbar, dass sich der Gott in seinem Tempel bewegt wie in einem Haus. Die Verbindung des Bauwerks mit der Kult-Statue ist eine viel engere, der Tempel ist eher ein unmittelbar anschliessendes Kleid, oder sozusagen der steinerne Dunstkreis des Gottes, er schliesst ihn nicht ein, sondern wird von ihm ausgestrahlt. Vor dem Tempel, im Freien, stand der Opferaltar, nicht im Innern des Tempels.

Nur das plastisch allseitig Klare, fest Umgrenzte galt dem Griechen als vollkommen, und alles andere schien ihm nicht nur hässlich, ungelöst, verächtlich, sondern geradezu weniger wirklich, im höhern Sinn gar nicht existierend. Der leere Raum war gefürchtet und verfehmt als ein „Apeiron", ein „Kenón", darum kennt der Grieche auch keine räumlichen Kompositionen, sondern höchstens gruppierte Anordnung plastischer Körper; bei griechischen Bauten kann man streng genommen nicht einmal von Axen in unserem Sinn reden, denn Axen sind eigentlich Kraftrichtungen, die vom Baukörper ausstrahlen; dazu gehört aber ein Medium, das diese Kräfte aufnimmt, ein Platz, irgend eine Umgebung, die sich darauf einstellt. Griechische Tempel wirken gar nicht nach aussen, es sind

ERECHTHEION VON WESTEN, UNGEFÄHR VON DEN PROPYLAEEN AUS
ABB. 2. FRED. BOISSONNAS.

völlig sich selbst genügende, sozusagen gesättigte, neutrale Kuben, nach denen sich durchaus nichts weiter richtet. Sie verhalten sich zu ihrer Umgebung genau so, wie ein Bergkrystall, der auf dem Tisch liegt; er hat sein höchst vollkommenes Axensystem, aber ausserhalb seiner Flächen nimmt nichts mehr darauf Bezug. Alle Kräfte sind restlos in der Form akkumuliert und gebunden, darum ist diese kraftgeladene Form ganz ruhig; nirgends schiesst irgend ein Expressionismus fanfarenhaft ins Weite. Uns Heutigen ist diese Strenge fremd geworden: jedes Gefühlchen, und wäre es noch so dünn, sucht sich schleunigst mit möglichstem Aufwand breit zu machen, und Mangel an Beherrschung gilt als Kraft. Darum wirken diese antiken Tempel auf uns überwältigend, masslos hochmütig; wir sind ihnen nicht mehr gewachsen, wir fühlen in ihnen eine urtümliche, fast brutale Kraft, die uns durchaus nicht den Gefallen tut, sich irgendwie theatralisch zu entladen. Der Anblick dieser Trümmer wirkt bedrohlich, wie die Gegenwart eines hochgespannten Dampfkessels ohne Ventil.

Man könnte aufzeigen, wie jede einzelne Gliederung in diesem plastischen Grundgefühl den Sinn ihres Daseins hat, und dieses Streben nach klarer Isolierung, nach scharfer Abgrenzung eines körperlich runden Ganzen spricht sich in jeder Aeusserung des griechischen Geistes unzweideutig aus. Wie in der Baukunst, so liesse es sich in der Literatur nachweisen, beispielsweise in der Art der Begriffsbildung bei den vorsokratischen Philosophen, aber mit besonderer Deutlichkeit natürlich in der Figuralplastik. Und gerade hier können wir sehr deutlich verfolgen, dass dieses plastische Gefühl nicht nur die Grösse der griechischen Kunst ausmacht, sondern auch ihre Grenze. Wie es a priori nur eine ganz bestimmte Zahl von Krystallsystemen gibt, so kann auch der menschliche Körper nur eine beschränkte Zahl von Stellungen einnehmen, die in griechischem Sinn klar sind. Das ist keine Beschränkung der Qualität oder der Tiefe griechischer Kunst, sondern eine Beschränkung ihres Umfangs. Alle auf Griechisch möglichen Stellungen wurden bis ins Letzte verfeinert und dann blieb nichts mehr zu tun als zu wiederholen. Ebenso war die Architektur, die ein Parthenon geschaffen hatte, am Ziel. Das rasche Eindringen orientalischer Strömungen in den Hellenismus wurde vielleicht nicht zuletzt dadurch ermöglicht, dass das Griechentum diesen Teil seiner Berufung restlos erfüllt hatte, und nun irgendwie haltlos war, ohne zwingenden innern Trieb.

Wir wollen uns aber nicht in Spekulationen verlieren: bekanntlich wurde diese Vermischung von Griechentum und Orient im Grossen durch Alexander eingeleitet und ging wesentlich im hellenisierten Orient vor sich, und sie bestand darin, dass orientalisch-räumliche Gedanken in die Welt griechischer Plastik eindrangen. Alt-Griechenland selber verlor seine Bedeutung und sank zu einer ärmlichen Provinz zuerst des römischen, dann des byzantinischen Reiches herab, die wesentlichen Baudenkmäler des Uebergangs stehen auf italischem und asiatischem Boden, und in Griechenland begegnen uns erst wieder provinzielle Bauten des reifen byzantinischen Stils.

Ich habe schon versucht, den spontanen Eindruck solcher Bauten wiederzugeben: sie sind in jeder Hinsicht polare Gegensätze zu den antiken Tempeln. Waren diese sozusagen Plastik ohne Raum, so sind byzantinische Kirchen Räume ohne Körper. Das klingt paradox; natürlich umschliesst der Tempel praktisch einen Raum, und braucht der byzantinische Raum eine körperliche Schale, aber dem Griechen kam es einzig auf den Körper, dem Byzantiner dagegen auf den Raum an, und das andere war jeweils eine Verlegenheit, bloss Ergebnis, nicht Ziel, ein notwendiges Uebel.

Vergegenwärtige man sich einen Augenblick die Einstellung des antiken und des byzantinischen Griechen zu Gott und Welt: Der Hellene betet vor freien Altären im

PARTHENON WESTGIEBEL VON DEN PROPYLAEEN AUS GESEHEN
ABB. 1. FRED. BOISSONNAS.

Licht zu Göttern, die eigentlich nur dem Grad, nicht der Art nach von ihm verschieden sind. Je und je sind sterbliche Menschen infolge menschlicher Tüchtigkeit zu göttlichem Mass emporgewachsen; die ganze Welt ist durchwaltet von Göttern; Baum und Fluss und Berg und Meer sind heilig, der antike Grieche ist stündlich bereit, den wandernden Gott an seinem gastlichen Tisch zu bewirten und die Tempel sind eigentlich nur Gipfel- und Sammelpunkte einer Religiosität, mit der die ganze Landschaft getränkt ist.

Ganz anders fühlt sich der byzantinische Christ: er lebt in einer sündigen, von Gott abgefallenen Welt der Verdammnis, über der sich in unerreichbarer Weite eine Himmelskuppel wölbt, zu der es keine Brücke gibt. Der Byzantiner kennt keinen menschlichen Zusammenhang mit seinem Gott, aus einer fremden, körperlosen Welt des Geistes wurde Christus Mensch; als Geist ist er nun der Zar seiner Kirche. Ihm ziemt nicht Verständnis oder Liebe: beides wäre Anmassung, sondern sklavenhafte Unterwürfigkeit und Zerknirschung, blauer Weihrauch und ein magisches Ritual. Der Gedanke an das Endgericht verdüstert dem frommen Byzantiner das Dasein: um vor dem Richter bestehen zu können, muss er der Welt entsagen. Zu dieser weltflüchtigen Einstellung passen die antiken Altäre im Sonnenlicht nicht mehr, schon die Kirche soll ein irdisches Abbild des Jenseits sein, also muss sie von diesem Jammertal streng geschieden werden. Daher das mystisch-, höhlenartige aller byzantinischen Kirchen, mit Kuppeln und Apsiden und Tonnen sind sie umpanzert, gegen die profane Welt verschalt; die griechische Sonne darf kaum durch schmale Fensterschlitze in die heilige Dämmerung dringen, und die russischen Mönche sind nur konsequent gewesen, wenn sie sich in unterirdische Gewölbe verzogen und in Höhlenklöster einmauern liessen.

Die Byzantiner waren höchst kunstvolle und kühne Meister der Gewölbestatik, aber das galt ihnen nur als Mittel zum Zweck, denn nur der umschlossene *Raum* war ihnen wichtig, nie der Bau als plastischer Körper.

Und darum ist die Aussenseite ihrer Bauten durchaus passives Ergebnis des Innenraumes, ausgesprochene Rückseite, man betrachte nur dieses wirre, unübersichtliche Geschachtel von Bauten, Anbauten und getreppten Dächern, deren Sinn sich erst aus dem Innenraum ableiten lässt; von aussen ist das Ganze ein phantastisches Hexenhäuschen. Die Fassade ist nur als Haut des heiligen Raumes wichtig, nicht als Körper, und nur weil sie eben einmal unvermeidlich ist, dekoriert man sie nachträglich: sie ist nie tektonisch empfunden, sondern als reine Fläche, die man graphisch aufteilt. Man lässt alte Reliefs ein oder Fayencen, oder ordnet die Ziegelsteine zu Mustern an, oder man inkrustiert mit Marmor. Mit dem Innenraum hat das alles keinerlei Zusammenhang.

Sehr merkwürdig ist die Winzigkeit der absoluten Masse bei fast allen dieser byzantinischen Kirchen der späteren Zeit, worüber noch ein paar Worte zu sagen wären. Der antike Tempel hatte in seinen Grössenverhältnissen keinen Bezug auf den Menschen. Das Theseion hat Säulen von 5,80 m, die des Olympieion sind 17 m hoch, ohne dass man den Unterschied sehr stark empfindet. Und auf der Insel Thera sah ich ein antikes Rebberg-Tempelchen, ohne Säulen, aber mit marmorner Kassettendecke, von 2,56 × 2,82 m im Lichten, das noch recht stattlich wirkte. Weil die Proportionen vollkommen unter sich gebunden sind, ist der ästhetische Eindruck nicht anders als wenn man das selbe Bild einmal als photographischen Abzug und das andere Mal als Lichtbild an der Wand betrachtet, und wenn über Nacht alles auf die Hälfte zusammenschrumpfen würde, würden wir es kaum stark bemerken.

Und ganz die gleiche Beziehungslosigkeit fällt bei den byzantinischen Kirchen auf, d. h. sie fällt eben nicht auf, sondern man stellt sie beim Nachmessen mit Ueberraschung

fest. In diesem unwirklichen Märchenland fühlen wir uns wie verzaubert, wir selber verlieren allen Zusammenhang mit dieser Welt und ihren festen Masstäben. Hier gilt einzig der Rang im theologischen Reich: Der Christus des Kuppelmedaillons hat vielleicht vier- bis zehnfache Lebensgrösse, die Propheten in ganzer Gestalt im Tambour vielleicht doppelte. Lebensgross sind die Medaillon-Köpfe der Heiligen in den Seitenschiffen, riesenhaft die Madonna der Apsis, halb oder viertelslebensgross die Figuren der historischen Szenen im Narthex. Es ist, wie wenn jeder Masstab geflissentlich vernichtet würde, und der Goldgrund nimmt der Wand vollends alle Körperlichkeit. Weil der Besucher aber selber alle Masstäbe verliert, kann der Architekt Dimensionen wagen, die sonst unter allen Umständen lächerlich wirken müssten. Und weil er kleine Abmessungen wagt, kann er sie mit wenig Aufwand umso grossartiger ausschmücken. Ich habe in Mistra staunend Hauptkuppel-Durchmesser von 1,30 m, Seitenschiffbreiten von 90 cm und Tonnenkämpferhöhen von 1,70 m gemessen; dabei war das Ganze mit Fresken über und über ausgemalt, ohne dass es im Mindesten beengend gewirkt hätte. Auf Grundflächen von 6×11 m hat eine komplette Kreuzkuppelkirche Platz, mit fünf Kuppeln, drei Apsiden und doppelten Vorhallen, alles von Abortdimensionen, die man aber übersieht, weil Vergleichspunkte fehlen.

Zwischen solchen Eindrücken begegnet uns manchmal plötzlich ein venetianischer Rektorenpalast, auf Kreta beispielsweise, oder in Nauplia. Sie sind meistens sehr streng und einfach, etwa ein Portal mit dem Markuslöwen, und ein par Gurtgesimse, die die Fassade gliedern. Hier kommt uns ein solches Gebäude geradezu heimatlich vor; mit einer gewissen geistigen Anstrengung müssen wir uns in antike und byzantinische Formenwelten einfühlen, hier aber sind wir von Anfang an daheim, es ist, wie wenn man nach auserlesenen Genüssen plötzlich ein Stück tüchtiges Hausbrot bekäme: viel unedler, aber nahrhafter. Von hier aus gesehen erscheint alles Byzantinische russenhaft schwül, ein Märchen, das vor dem Tag zerstiebt, und alles Altgriechische unendlich fern, eher krystallhaft gewachsen als Menschenwerk, anbetungswürdig, aber ohne Zusammenhang mit dem Alltag.

*

Da war es denn sehr lehrreich, auf der Heimfahrt umgekehrt Italien mit griechischen Masstäben zu messen, und in knappen 14 Tagen Athen, Neapel, Rom, Florenz zu sehen. Schon die apulische Landschaft ist sehr ungriechisch: viel fetter, weicher, gequollener; grüne Abhänge an gedunsenen Bergen, deren Profile unscharf und willkürlich scheinen, alles ist weitläufiger, aber viel derber, ungeistiger, fruchtbarer, und auch die Menschen sind voller, ausladender ins Brutale oder Phantastische, während der Grieche sehr still und wie vertrocknet ist.

Nach Neapel Rom. Römische Ruinen wirken uralt; vor griechischen hatte man dieses Gefühl nicht; sie schienen völlig zeitlos, abstrakt, denn keine historische, oder formale Tradition verknüpft uns unmittelbar mit ihnen. Diese einzelnen scharfkantigen Marmorquader liegen weiss oder silbergrau zerstreut im harzduftenden Heidegebüsch, unendlich rein und feingliedrig, wie das Skelett eines verendeten Rehes in einer Alpenrosenhalde. Alles Fleisch ist zu Staub verbrannt, es kommt kein Gedanke an Verwesung auf. Die ärmlichen Alphütten der heutigen Hirten haben keine Beziehung zu den Trümmern, und so scheinen diese dem Gefühl so wenig alt wie das Meer, oder wie eine Versteinerung. Gerade das, dass wir Römisches als alt empfinden, beweist, wie sehr wir ihm verwandt sind. Diese greisenhaften italischen Städte, etwa Perugia oder Orvieto, haben in römischen Zeiten vielleicht gar nicht wesentlich anders ausgesehen, als heute, man hat immer im gleichen finsterbraunen Travertin gebaut, und so empfinden wir hier Ruinen sentimental als den Untergang eines Lebens, an dem wir selber noch teilhaben. Und darum sind diese römischen Ruinen so sehr umwittert von der Romantik des Verfalls, und von einem Aasgeruch der Verwesung; dazu passen dann diese dunkelroten Mauermassen und die feuchten Kellergewölbe, die in Piranesis Stichen ihren ewig klassischen Ausdruck gefunden haben, und diese fragwürdigen Vorstadt-Situationen mit den unsauberen Brombeer- und Brennesselgebüschen, die man vermisst, wo sie fehlen. Irgend eine deutsche Zeitschrift brachte einmal eine Preisfrage für die Abonnenten: Der Kriegsgewinnler Raffke macht vor dem römischen Kolosseum gerade eine Bemerkung zu seiner Gattin, und nun sollte man erraten, was er sagt. Da hiess eine Antwort: „Na, baut nich, wenn ihr keen Jeld habt". Vor dem Kolosseum ist mir das wieder eingefallen, die Antwort ist ausgezeichnet. Diese Ruinen haben wirklich etwas von Bankrott, von der Dämonie eines ungeheuren Betrugs, einer falliten Spekulation, die Wedekinds Marquis von Keith gemacht haben könnte. Wozu gehören diese gähnenden Riesenbogen, von denen die protzenhaft überladenen Marmorverkleidungen längst gestohlen sind? Zu Thermen, zu Komfort-Palästen für Maniküre und sonstige Kosmetik. Neben diesen und den Tier- und Boxkampf-Arenen, jenem antiken Kino-Ersatz, nehmen sich beispielsweise die Tempelruinen Roms recht mager aus. Nein, ausser dem Pantheon kann sich nichts Antik-Römisches neben Griechenland halten: leerer, parvenuhafter Pomp, barbarische Nachahmung, griechisch-plastisches Détail unorganisch aufgeklebt an räumlich gemeinten Bauten; im Ganzen ist man geneigt, die römische Antike nur als den Uebergang zum Byzantinismus zu betrachten; ein Uebergang, der kunsthistorisch notwendig, und somit weder gut noch böse ist. Diese Erkenntnis darf uns aber nicht hindern, als Künstler absolute Masstäbe anzulegen und zu sagen, dass uns diese Zeit der Vermischung verworren, unklar, und in ihren Erzeugnissen unerfreulich dünkt. Dagegen fühlt man den starken Pulsschlag lebendiger Kunst im römischen Barock, vielleicht ist das auch wirklich der künstlerische Höhepunkt Roms gewesen.

Dann Florenz. Seine Baukunst fast dünn neben Rom. aber viel edler, vornehmer. Die Werke der Renaissance, die neben gotischen Eindrücken sehr antikisch scheinen, wirken, mit antiken Augen gesehen, sehr unkörperlich, begrifflich, fast spitzfindig. Von Heinrich v. Geymüller, der das berühmte Toscana-Werk herausgegeben hat, besitzen wir ein kurioses Buch über „Architektur und Religion", darin kommt die Behauptung vor, die Renaissance sei der spezifisch christliche Stil, weil sie Antike und Gotik vereinige. Dieses Aperçu gewinnt für den, der aus Athen kommt, plötzlich an Relief: man sieht tatsächlich einen überraschend starken Schuss Gotik in dieser Renaissance: dieses mehr begriffliche, als sinnliche Auswägen von stützenden und lastenden Gliedern, überhaupt der Sinn und das Interesse an der statischen Funktion, an der Auflösung einer Fläche in Kraftlinien, ist durchaus gotisches Erbteil. Der Grieche hatte wohl nicht einmal gefühlsmässig, geschweige denn als einzelnes Wort, die statische Funktion vom körperhaften Steinquader als Begriff abgespalten; er empfand sein Gebälk sowenig als lastend, wie wir einen Menschenkopf als lastend empfinden, sein Bau war durchaus als Organismus gedacht wie ein Tierkörper. Man führt oft als Beweis der tektonischen Baugesinnung der Griechen die Tatsache an, dass sich die Einzelheiten des Tempels entwicklungsgeschichtlich aus dem Holzbau ableiten lassen. Mir scheint aber, diese Tatsache beweise gerade das Gegenteil: wenn es den Griechen wirklich auf Funktionsausdruck angekommen wäre, so hätten sie diese Holz-Formen im Steinbau eben *nicht* übernommen; sie taten dies aber, weil es ihnen einzig auf die plastische Gliederung und gar nicht auf die statische Funktion ankam.

Nicht ohne Bangen betritt man die Uffizien: sollten auch hier die unerbittlichen griechischen Masstäbe abkühlend auf eine alte Liebe wirken? Aber da erlebt man die grosse Freude zu sehen, dass sich die Florentiner Malerei und die Plastik in ihren Höhepunkten fröhlich neben Athen halten kann: Giotto, die Venus des Botticelli, einiges von Fra Angelico, der Montefeltro des Piero della Francesca,

die Plastik der Sagrestia nuova und noch manches andere ist herrlich wie am ersten Tag: es ist, wie wenn alles was aus lebendigem Empfinden und strenger formaler Zucht erwachsen ist, sich über die Jahrtausende hin als Glied einer grossen Familie fühlen würde: jedes ist ein Endgültiges, Letztes. Darum steht keines den andern im Licht. Alles ärmlich Nachgemachte aber, die Kopien, die Klassizismen, die effekthaschenden Neuigkeiten und Protzereien kommen unerbittlich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit ans Licht; unseren Neu-Klassizisten und Expressionisten wirds nicht besser gehen, und gerade das ist ein grosser Trost, zu wissen, dass wir jene hohen Vorbilder nicht nachmachen dürfen, dass sie schon rein als Thema unserem Tagesgezänk enthoben sind, sie gehen uns unmittelbar nichts mehr an.

Dann aber, wenn wir in peinlichster Sauberkeit auf alle willkürlichen Stilspiele und Wichtigtuereien verzichten, und in möglichster Klarheit den Ausdruck unseres *eigenen* Daseins suchen, aber nur dann, können auch wir, so gut wie jede andere Zeit, vor dem stummen Gericht jener strengen Marmorsäulen bestehen, die ja auch nur der Ausdruck ihrer Zeit und ihrer unbestechlich klaren Landschaft sind. Auch das ist natürlich eine rein subjektive Meinung des Vortragenden; immerhin wollte er nicht versäumen, seine Ausführungen mit diesem Optimismus abzuschliessen.

P. M.

Ausfuhr elektrischer Energie und Ausbau der schweizerischen Wasserkräfte.

Referat von Ing. W. Trüb, Direktor des Elektrizitätswerkes der Stadt Zürich, und Korreferat von Dr. Ing. E. Steiner, Sekretär des Schweizer. Energie-Konsumenten-Verbandes, an der Diskussionsversammlung des Zürcher Ing.- u. Arch.-Vereins am 12. März 1924.

Der zur Diskussion gestellte Fragenkomplex umfasst drei grosse Teilgebiete: Kraftwerkbau, Inlandversorgung und Energie-Ausfuhr. In der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit ist es natürlich ausgeschlossen, diese drei Gebiete anders als skizzenhaft darzulegen. Dabei halte ich mich an das vom Z. I. A. vorgeschlagene Fragenschema:

1. Ist eine planmässige Regelung des Kraftwerkbaues, sowie auch der Energieausfuhr (ich füge bei: «der Inlandversorgung») im Interesse der schweiz. Volkswirtschaft wünschenswert?

2. Wenn ja, in welcher Weise?*)

Die 1. Frage ist vorbehaltlos und ganz bestimmt mit ja zu beantworten, denn die ungeregelte Behandlung so wichtiger Probleme der Volkswirtschaft würde jedem Lande zum Verhängnis, besonders aber unserer an Hilfsquellen nicht reichen Schweiz.

Eine erste Voraussetzung für jeden tiefern Einblick in unsern Fragenkomplex ist die Erkenntnis, dass die Grundelemente unserer bodenständigen Kraftnutzung, die Wasserläufe, Individuen sind, jedes mit seinem besondern Charakter, wechselnd von der Quelle bis zur Mündung, während des Jahres und im Laufe der Jahre. Ihr Verhalten spottet aller Berechnungskunst der Ingenieure. Voraussicht der Wasserführung ist unmöglich und erst die rückwärtige Verarbeitung der Messungen gibt wertvolle Aufschlüsse.

Eine zweite Vorbedingung ist das Bewusstsein vom Widerspruch zwischen der von der gleichen Natur bedingten Energie-Produktionsmöglichkeit und dem den Menschen auferlegten Konsumzwang. Im Winter schlechte Wasserführung, verminderte Energieproduktion, aber gesteigerter Bedarf für Licht und Wärme. Dazu kommt noch erschwerend der unstetige Verlauf der Bedarfskurve über Tag und Woche.

Was folgt aus dem bisherigen: Den Ausbau eines bestehenden Kraftwerkes kann allein der Besitzer an Hand seiner ausgewerteten Betriebsresultate richtig bestimmen. Er ist auch am besten in der Lage, zu erkennen, wann, an welcher Gewässerstrecke und in welchem Umfang er ein neues Ergänzungswerk anlegen sollte und welchen Charakter die neue Produktionsquelle haben muss.

Aus der Summe der besondern Bestrebungen der einzelnen Werke ergibt sich die Tendenz der Gesamtheit viel besser als durch behördliche Bestimmungen. Korrigierend wirkt ohne weiteres die Finanzierung. Aeusserst wertvolle Unterlagen für die Vorbereitung von Kraftwerkbauten sind die Wasserwirtschafts-Pläne und die Arbeiten des Amtes für Wasserwirtschaft über die Abflussmengen, Ingenieurarbeiten im schönsten Sinne. Die Verstümmelung von Gewässerstrecken oder der Raubbau an solchen ist heute bei der weitgehenden Kontrolle der Oeffentlichkeit kaum mehr möglich. Es sind also genügend wirksame, planmässig regelnde Organe vorhanden, gesetzliche Eingriffe daher nicht erwünscht, da sie nur hemmend wirken würden.

Weder «die Uebertragung des Konzessionsrechtes an den Bund unter Belassung der kantonalen Gebühren», noch «das Konzessions-Recht der Kantone unter Vorbehalt der Genehmigung durch den Bund, von Bedürfnissen abhängig gemacht», wäre bei der heutigen politischen Konstellation, bei dem Ruf «Los vom Etatismus» und «Nur keine weitere Zentralisation» durch die Klippen von Parlament und Volksabstimung in gewinnbringender Form hindurchzubringen.

Eine der Ursachen der Kritik im Kraftwerkbau ist die Notlage der «Bündner Kraftwerke», erstellt zur Befriedigung des nach Kriegsschluss kaum stillbar erscheinenden Hungers nach elektrischer Energie. Einem Unternehmen, das heute nicht eigene, alte, ihm genau bekannte Werke durch Ergänzungsanlagen ausbauen kann und kein eigenes, fest umrissenes Absatzgebiet besitzt, wird der Erfolg kaum erblühen. Welche Behörde hätte es aber gewagt, eine Konzession nicht zu genehmigen in der Zeit der Energienot, als Mühleberg, Eglisau, Heidsee unter ungeheuren Kosten erstellt wurden, oder in der Zeit nachher, als noch alles unter dem Eindruck der lähmenden Einschränkungs-Massnahmen stand? Lernen wir wenigstens das aus dem Vergangenen, dass es falsch ist, nur aus momentanen Stimmungen zu urteilen, und dass es zum Verhängnis würde, aus solchen heraus Massnahmen in Gesetze erstarren zu lassen.

Vielleicht könnte für die Wasserwirtschaftspläne noch eine Verbindlicherklärung stattfinden durch den Staat; damit erhielte man die rationellste Zusammenarbeit privater Initiative und staatlicher Macht.

Für den Vergleich verschiedener Werke auf ihre Wirtschaftlichkeit wären aber eingehende Untersuchungen nötig, die irgend ein Amt kaum richtig durchführen könnte, da dazu die intimste Kenntnis der Werke gehört, mit denen das neue kombiniert werden soll. Es ist also ausgeschlossen, ein Programm aufzustellen mit Klassifizierung nach Ausbauwürdigkeit und zwangsläufiger Reihenfolge. Gegeben ist aber die Möglichkeit der Verständigung unter den Werken über eine Beteiligung an baureifen, neuen Kraftwerken.

Und nun zur Inlandversorgung, im gegebenen Diskussionsschema nicht besonders erwähnt, bei den engen Zusammenhängen mit dem Kraftexport aber nicht zu übergehen. In den letzten Monaten wurde den schweizerischen Elektrizitätswerken immer wieder vorgeworfen, sie pflegten das inländische Absatzgebiet nicht mit der nötigen Sorgfalt, hielten im Schutz der Abgrenzungs-Verträge künstlich die Preise hoch und verschleuderten anderseits die infolge ungenügenden Entgegenkommens überschüssige Energie ins Ausland. Urteilen wir an naheliegenden Beispielen, so sehen wir bei den «Elektrizitätswerken des Kantons Zürich» (E. K. Z.) die Zuführung der Licht, Wärme und Kraft spendenden elektrischen Energie bis zum kleinsten Weiler und dem weitestabgelegenen Hof.*) Die Tarife sind sorgfältig durchdacht, heute schon niedrig und werden immer wieder nach unten revidiert. Man versucht jeder neuen Anforderung durch Erleichterung der Bezugsbedingungen zu genügen und scheut keine Kosten für geeignete Aufklärungsarbeit. Wir Nachbarn könnten von unserm Standpunkt aus höchstens finden, dass ein wirtschaftliches Unternehmen, wie die E. K. Z., auch in der Hand des Staates sich nicht nur selbst erhalten, sondern einen Reinertrag herauswirtschaften sollte, entsprechend den Steuern, die ein Privatbetrieb gleichen Umfanges zu entrichten hätte.

*) Vergl. das Protokoll der Delegierten-Versammlung des S. I. A. auf Seite 16 dieses Bandes (5. Januar 1924). Red.

*) Vergl. den Artikel „Elektrizitätsversorgung für thermische Zwecke und Folgerungen betr. den Energie-Export" auf Seite 10 d. Bd. (5. Januar 1924). Red.